

■ Juden und Protestanten

Uffa Jensen, Gebildete Doppelgänger. Bürgerliche Juden und Protestanten im 19. Jahrhundert, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2005, 383 S., 3 Abb., 46,90 €

Der »Berliner Antisemitismusstreit«, wie ihn Walter Böhlich getauft hat, ist zur Genüge bekannt. Er wird gemeinhin als Toröffner für antisemitische Bekundungen in bildungsbürgerlichen Kreisen gedeutet. Ausgelöst hat ihn, das ist unstrittig, Heinrich von Treitschke im Winter 1879/80 durch einen Artikel in den Preußischen Jahrbüchern. Der Konflikt hat viele Ebenen, der Antisemitismus ist die sichtbarste und wichtigste, doch ist die Äußerung Treitschkes eingebunden in die nach 1871 alsbald begonnene Suche nach einem gemeinsamen Kern der deutschen Nation.

Jensens Buch ist um die »Treitschke-Debatte« konzentriert. Im ersten Teil seines Buches konstruiert er seinen Erklärungsrahmen, wenn er (ausführlicher) die bürgerliche Bildungskultur und das Verhältnis von Protestanten und Juden innerhalb dieser (bildungs-)bürgerlichen Kultur des 19. Jahrhunderts beschreibt und (knapper) Flugschriften zum Thema »Judenfrage« zwischen 1870 und 1890 analysiert. In der zweiten Hälfte liefert er eine detaillierte und scharfsinnige Analyse der heterogenen Kontroverse zwischen 1879 und 1881.

Jensens Interpretation der Treitschke-Debatte ist überzeugend. Er unterscheidet zwei deutlich getrennte Teile der Kontroverse und kann die Teilnehmer, die Dynamik und die Kernfragen präziser bestimmen und klarer analysieren, als bisher geschehen. Er macht eine erste Phase aus, direkt im Anschluss an Treitschkes Artikel, die vor allem durch die Antworten jüdischer Bildungsbürger bestimmt war. In dieser Phase ging es um die Frage jüdischer Identität im neu geschaffenen Kaiserreich; christliche Teilnehmer spielten zu dieser Zeit kaum eine Rolle. Ein knappes Jahr später entzündete sich die Debatte erneut, ausgelöst durch die Kritik christlicher Liberaler, die unter der Federführung Theodor Mommsens eine öffentliche Erklärung zur »Judenfrage« abgaben und damit Treitschke offen attackierten.

In der Analyse dieser Debatte liegt der große Gewinn der Studie. Jensen analysiert nicht nur die Texte, sondern behandelt auch die Diskussion in ihren Verästelungen, in ihrem Ausgreifen auf die Öffentlichkeit und er kann deutlich machen, dass es nicht nur um Antisemitismus ging. Denn die Erwartung an die jüdischen Minderheit, sich der »deutschen« Nation anzupassen, hegten Mommsen und Treitschke gleichermaßen. Die Friktion zwischen den beiden Professoren war eine über den Stellenwert des Liberalismus, und über Fragen des Stils. Treitschke hatte den akademischen Frieden gestört; das kritisierten viele, die seine Res-

sentiments durchaus teilten. In der Bilanz bestätigt Jensen, dass die Gebildeten des Kaiserreichs zweifellos sehr früh national – im Sinne einer vopolitischen Prägung in christlich-deutschem Sinne – orientiert waren. Er bestätigt hierin manche ältere Interpretation, ohne sie unreflektiert zu wiederholen. Gegen den jüngeren Trend, welcher die erfolgreiche bürgerliche Prägung der deutschen Gesellschaft im 19. Jahrhundert manchmal unkritisch betont, zeigt Jensen, dass sich daraus keineswegs eine eindeutige politische Liberalisierung ableiten lässt.

Fragwürdig erscheint mir indes der Ansatz, die im bürgerlichen Lager allgemein verbreitete Distanzierung gegenüber der jüdischen Minderheit und die Erwartung, dass sie sich anpassen solle, als *Folge* der Bürgerkultur zu deuten. Darin liegt – über die Treitschke-Debatte ausgreifend – die These Jensens. Die Nähe zum Antisemitismus resultierte, so könnte man zugespitzt sagen, nicht aus einem Mangel an Bürgerlichkeit, sondern aus der Bürgerkultur selbst. Das erscheint aus mehreren Gründen nicht zwingend:

Erstens kann nicht recht überzeugen, dass Jensen immer wieder pauschal von »gebildeten Protestanten« spricht. Die Heterogenität im protestantischen Bürgertum war größer und weit spannungsreicher, als es hier erscheint. Das wird an einzelnen Stellen zwar erwähnt, vor allem im zweiten Teil, im ersten Teil jedoch oft undifferenziert unterstellt. Dass gebildete Protestanten Antisemiten, Stockkonservative oder Linksliberale sein konnten, das geht unter.

Insofern spricht es eher gegen die These des Verfassers, dass er als Beleg für die exkludierende Kraft, die in der Bildungsbürgerlichkeit enthalten gewesen sei, ganz spezifische Vertreter wie Richard Wagner, Paul Lagarde oder den späten Treitschke als Beleg nutzt. So recht überzeugend ist seine Argumentation nicht, dass die antijüdischen Äußerungen dieser Autoren auf ihre Bürgerlichkeit zurückzuführen seien

und eben nicht auf antisemitische Einstellungen, die es in dieser Art nicht bei allen protestantischen Bürgern gab. Um das zu zeigen, hätten gerade politisch und weltanschaulich divergierende protestantische Bürger in ihrer Gemeinsamkeit in der Einstellung gegenüber Juden gezeigt werden müssen. Das geschieht nicht.

Unstrittig ist, dass es auch im gebildeten, protestantischen bürgerlichen Deutschland des 19. Jahrhunderts gravierende Bedenken und Zurückhaltung gegenüber einer vollständigen Integration der jüdischen Deutschen gab. Dennoch stellt sich die Frage, wie dann die vielfältigen Kontakte und Berührungen gerade mit dem liberalen Bürgertum von Stadtverordnetenversammlungen, über Vereine bis hin zu Mischehen zu erklären sind? Diese Ebene bleibt ausgespart.

Die These des Verfassers ist darüber hinaus einer allzu rigiden Rückführung von Bildung auf Religion geschuldet. Jensen lässt das Bildungsideal und die Bildungskultur »fundamental« auf religiösen Traditionen basieren und erklärt damit die gleichzeitige Wertschätzung von Bildung im Protestantismus und im Judentum. Das verwischt Einiges an Unterschieden; vor allem aber wird dadurch unklar, was denn das Spezifische der Bürgerlichkeit ausmache, welche die Annäherung der jüdischen Minderheit so bedrohlich erscheinen ließ. Jensens These lautet: »Die Juden sind die Ambivalenz, die kategoriale Zuschreibungen sichtbar machen und damit unsicher werden lassen. Juden sind unheimliche Doppelgänger«. Der Gedanke hat etwas für sich – er erhielt seine politische Virulenz aber erst dadurch, dass eine Gegenseite nach Einheit strebte. Das geschah unter dem Vorzeichen der Nation, der Rasse, der Kultur. Wagner, Lagarde, Treitschke und viele andere sind zu Recht Beispiele hierfür. Die Kulturkritik, die Jensen untersucht, formulierte als *eine* Antwort auf die diagnostizierte Krise das Bemühen um Einheit. Nietzsche, Lagarde und andere sind hier Stichwortgeber. Fritz Stern und andere haben derartigen Kultur-

pessimismus als tiefgreifende Veränderung der traditionellen Bürgerkultur beschrieben. Wenn Jensen andere Akzente plausibel machen will, müsste er entweder zeigen, wie dominant derartige Auffassungen innerhalb des deutschen Bürgertums verbreitet waren (und gerade nicht auf ein Umschwenken auf nationale und völkische Leitideen zurückgehen), oder er müsste mit einem analytischen Modell von Bürgerlichkeit arbeiten, das als Maßstab für Veränderungen dienen kann. Beides erfolgt nicht, statt dessen betont Jensen, dass sich durch die Verbürgerlichung der Juden die Bürgerkultur selber verändert habe. Empirisch gezeigt wird das nicht. Ob sich Veränderungen innerhalb des gebildeten Bürgertums auf die Verbürgerlichung der wenigen Juden zurückführen lassen, oder auf andere Faktoren – wie den Siegeszug der Nation als Integrationsidee, die Abgrenzung gegen den Sozialismus, die Überhöhung einer autoritären Obrigkeit – das wird nicht argumentativ geklärt, sondern als Tatsache gesetzt. Ebenso stellt sich die Frage, warum die kleine Schar der gebildeten Juden derartige Ambivalenzängste ausgelöst haben soll, die weit zahlreicheren gebildeten Katholiken jedoch nicht.

Schließlich sei noch erwähnt, dass die Analyse der insgesamt 432 Flugschriften (im Sinne eigenständiger Schriften, oft von geringem Umfang) sicherlich neu ist und in dieser Form bisher nicht unternommen wurde. Jensen kann zeigen, wie verbreitet diese billigen Drucke waren, wie schnell sie auch auf Ereignisse und Kritiken reagieren konnten. Warum hier jedoch das *Medium* Flugschrift eine gesonderte Analyse rechtfertigt und nicht die Debatte über den engen Zeitraum 1879 bis 1881 hinaus das zu Erklärende ist, wird nicht wirklich überzeugend begründet. Denn seine eigene Analyse der Treitschke-Debatte zeigt gerade, wie sehr Broschüren in Briefen und Zeitungen immer auch kommentiert wurden und erst daraus sich ihre Rezeption erschließt. Nur pragmatisch läßt sich eine Beschrän-

kung auf das Medium rechtfertigen, nicht inhaltlich.

Als Fazit bleibt ein ambivalentes Bild: Hier ist sicherlich eine sehr komplexe und scharfsinnige Interpretation des Berliner Antisemitismusstreits vorgelegt worden. Zu begrüßen ist auch, dass angesichts der neuen historiographischen Tendenz, das Kaiserreich zu einer Erfolgsgeschichte des Bürgertums zu machen, die zum Teil umfassenden Ausgrenzungsmechanismen der christlichen Bürgergesellschaft gegenüber der jüdischen Minderheit untersucht werden. Die Erklärung des Sachverhalts indes wirft mehr Fragen auf, als sie beantwortet.

MANFRED HETTLING (HALLE)